

Volkswirtschaftlicher Theil.

Bermittelte Nachrichten.

Wien, 2. Oktober. Die Preise auf bessere Nachrichten über das Befinden des Kaisers...

Paris, 2. Oktober. Fondsberichte. Die Situation fand bei ziemlich theurem Geldfuß...

Berlin, 2. Oktober. Wochenbericht der Reichsbank vom 29. September.

Table with 4 columns: Item description, Amount, Date, and other details.

Die den Abrechnungsstellen sind im Monat September 1894 abgegangen...

Die Abrechnungen, welche der Dualitätshaus diesmal an die Reichsbank...

Reichsbank. Die Reichsbank hat am vorigen Dienstag den Satz...

Berliner Creditanstalt. Am Donnerstag wird, wie der Berliner Creditanstalt...

Große Berliner Pferde-Eisenbahn-Gesellschaft. Die zur Konvertierung der 4prozentigen Obligationen...

Zur Geschäftslage auf der Erde schreibt das Schiff. Gegen die vergangene Woche...

Zur amerikanischen Zuckerfrage. Dem Vernehmen nach hat die deutsche Zuckerrücklage...

Concursverfahren, Zahlungsverordnungen etc. Kaufmann Friedr. Hermann Paul...

Marktberichte. Hamburg, 1. Oktober. Futtermittelmarkt.

nur 850 Bud verkauft. Die Preager und Nürnberg...

Leipzig, 2. Oktober. Productenmarkt. Bericht von Neumann...

London, 1. Oktober. Die Getreidemärkte betragen in der Woche...

New-York, 2. Oktober. Weizen-Verhandlungen der letzten Woche...

New-York, 1. Oktober. Weizen erdrieffte fest und verließ im Allgemeinen...

Chicago, 1. Oktober. Weizen steigend auf Abnahme der unteren...

Hamburg, den 1. Oktober 1894. Bericht der Reichsbank...

Die Schafe hielten ausschließlich vom Inlande und zwar ihrer Herkunft...

Toback, 29. September. (Ries u. Pferdehandel). Dem dieswöchigen zweiten großen Vieh- und Pferdemarkt...

London, 1. Oktober. (Killingen-Richtmarkt). In den Markt gebracht waren...

Table titled 'Hamburg'sche Vieh- u. Pferdehandlung' listing various types of livestock and their prices.

Leipziger Börse vom 2. Oktober.

Table with 4 columns: Item description, Price, and other details for the Leipzig stock exchange.

Waren- und Productenberichte.

Berlin, 2. Oktober. Weizen (Weizen) vom Ausland...

Leipzig, 2. Oktober. Getreide. Weizen (Weizen) vom Ausland...

New-York, 2. Oktober. Weizen (Weizen) vom Ausland...

Chicago, 1. Oktober. Weizen (Weizen) vom Ausland...

Hamburg, den 1. Oktober 1894. Bericht der Reichsbank...

Die Schafe hielten ausschließlich vom Inlande...

Toback, 29. September. (Ries u. Pferdehandel)...

London, 1. Oktober. (Killingen-Richtmarkt)...

Table titled 'Hamburg'sche Vieh- u. Pferdehandlung' listing various types of livestock and their prices.

Hamburg'sche Vieh- u. Pferdehandlung.

Table with 4 columns: Item description, Price, and other details for Hamburg's livestock market.



(Nachdruck verboten).

Die quade Foelke.

Roman aus der Emsgau. Von F. Klinck-Lütetsburg.

Foelke's Gedanken waren nicht minder unerfreulich als die ihres Vaters. Ihr Gesicht, das immer einen ernsten Ausdruck zeigte, hatte beinahe etwas Finsteres.

Achtlos ließ sie ihre Augen über die reichen landschaftlichen Bilder zur Rechten und Linken schweifen. Sie hatte das Gefühl, daß sie heute eine ihrer unwürdigen Rolle gespielt. Sie war gewohnt, als ein Bauernmädchen betrachtet und behandelt zu werden, und stolz darauf. Nicht zum ersten Male hatte heimlich ein mitleidiges Lächeln ihren Mund umspielt, wenn Frau Kath Gutmund sich ihr gegenüber liebenswürdig gezeigt und dabei eine Absichtlichkeit zur Schau getragen hatte, die Foelke am ersten darüber aufklären mußte, wie weit die Dame sich ihr überlegen hielt. Nie zuvor hatte das junge Mädchen sich dadurch verlegt gefühlt.

Und heute?

Sie erröthete heiß bei dem Gedanken an die eigene Schwäche. In dem Augenblick aber, als die Frau Amtsgerichtsrath sie den im Garten versammelten Herren und Damen zugeführt hatte, ohne die Vorstellung zu einer gegenseitigen zu machen, als sie sich mit unerschämter Neugierde betrachtete sah und man den Versuch gemacht, sie durch eine spöttische Frage zu verwirren, hatte sie das Blut aufwallen gefühlt und war nicht mehr im Stande gewesen, der Gesellschaft gegenüber gleichmüthig zu bleiben. Anstatt durch ein längeres Verweilen das Vorurtheil, mit welchem man ihr sichtlich begegnet, zu beseitigen, hatte sie durch ihre stuchthähnliche Entfernung Anlaß gegeben, sie zu belächeln. Noch andere Gedanken beunruhigten das junge Mädchen, indem es des Affessors Hellwald gedachte. Wie qualvoll würde es für sie sein, ihm gegenüber zu stehen und von ihm in seiner Eigenschaft als Beamter vernommen zu werden.

Erst allmählig wurde Foelke ruhiger. Die herrliche Fahrt durch die in sonntägliche Stille gehüllte Welt übte endlich doch eine besänftigende Wirkung auf sie aus. Sie versuchte nun, mit dem Vater ein Gespräch anzuknüpfen, und dieser kam der Tochter in ihren Bemühungen entgegen. Auch ihn verlangte, seine unbehaglichen Gedanken zu zerstreuen. Seine Eitelkeit hatte einen harten Stoß erlitten.

Zu Hause gelangt, fand der Bauer einen Brief vor von seinem ehemaligen Mündel Bernd Bruns. Derselbe zeigte sein Kommen an. Er schrieb, daß er einige Zeit krank gewesen und der Arzt ihm den Rath gegeben habe, sobald er weit genug hergestellt sei, seine landwirthschaftlichen Studien, die er wieder aufgenommen, auf einige Zeit zu unterbrechen.

Foelke schien die Nachricht von Bernd Bruns' Kommen gleichmüthig genug aufzufassen, und so war es auch. Eine Auseinandersetzung mußte doch einmal stattfinden, und je eher, desto besser. Es würde ihr gewiß nicht schwer fallen, Bernd zu überzeugen, daß sie nicht die für ihn geeignete Frau sei. Der Vater ahnte, was in der Seele der Tochter vorging, aber er legte ihren Gedanken keine große Wichtigkeit bei. Sie war ein verständiges Mädchen und würde ein Einsehen haben. Schlimmsten Falls — es war, Gott sei Dank, hierorts nicht Mode, daß die Kinder eigenen Willen hatten. Eine Verbindung Foelke's mit Bernd Bruns würde der Schlussstein sein, welcher das Glück seines Kindes sicher stellte, wenn diesem auch noch vor der Hand die rechte Erkenntniß dafür fehlte.

III.

Die drei Wochen bis zum Tage des Termins, an welchem Foelke vorgeladen war, verstrichen schnell genug. Nach einer schlaflos verbrachten Nacht trat sie in Begleitung ihres Vaters die Fahrt nach der Stadt an. Ihr Herz klopfte stürmisch, und

sie fand nur eine einzige Beruhigung durch den Gedanken, daß in wenigen Stunden die aufregende Angelegenheit vorüber sein werde.

Gewisse Mittheilungen, die der Vater ihr erst am vorhergehenden Tage gemacht, um, wie er sagte, sie nicht lange in zwecklosen Sorgen zu lassen, hatten die Erregung, von welcher sie beherrscht wurde, noch vermehrt.

Auf Meinhardi's Frage, ob es nicht möglich sei, den gestellten Strafantrag zurückzuziehen, war demselben von dem Amtsgerichtsrath erwidert worden, daß die Untersuchung nicht mehr eingestellt werden könne, weil auch von anderer Seite gegen die Person der Pflөгetochter des Schmiedes im Dorfe Klagen eingegangen seien. Im Interesse des Gemeinwohls, das durch dieses hohle kleine Geschöpf in der That gefährdet erscheine, beabsichtige er nicht mehr, in den Gang der Verhandlungen einzugreifen, er hege vielmehr die Ueberzeugung, daß auch sie Uffe Alles den Streich gespielt, aus welchem diesem ein gewiß nicht unbedeutender materieller Schaden erwachsen sei.

Der Gedanke, daß sie dazu beitragen solle, durch ihre Aussagen Wolberich einer, wenn auch gewiß verdienten, Strafe zu überantworten, hatte etwas ungemein Beinigendes für Foelke und erhöhte ohne Zweifel ihre Herzensangst. Sie zitterte am ganzen Körper, als sie endlich an der Seite ihres Vaters die breiten steinernen Stufen, welche zu dem Amtsgerichtsgebäude führten, hinaufschritt. Die Vorladung lautete auf 9 1/2 Uhr. Als die schwere Thür hinter dem Bauern und seiner Tochter in's Schloß fiel, schlug es ein Viertel.

Der Erste fragte einen vorübergehenden Gerichtsdiener nach dem Zimmer Nr. 11.

„Oben — eine Treppe höher“, lautete die kurze Entgegnung.

„Warteraum!“ stand mit gelben Lettern auf dem Fenster einer Thür, hinter welcher bereits eine Anzahl Männer und Frauen versammelt war. Zögernd trat Uffe Alles mit seiner Tochter ein. Im nächsten Augenblick bedauerte er, daß er nicht draußen geblieben war. Indem er die Gesellschaft, von der er sich umgeben sah, musterte, preßten seine schmalen Lippen sich fest auf einander, und er blickte unwillkürlich die Tochter an. Diese war sehr blaß geworden. In ihrem Gesicht machte ein ungewohnt ängstlicher Ausdruck sich bemerkbar, nie zuvor hatte der Vater einen ähnlichen an ihr wahrgenommen. Sie trat an eines der Fenster und blickte in's Freie, nur um nicht mehr diese Versammlung zu sehen, welche ihr einen widerwärtigen Eindruck machte.

Es waren Leute der unteren Volkschichten, in deren Gesichtszügen Roheit und Gemeinheit sich breit machten. Foelke war gut gekleidet, wenn auch nicht mit moderner Eleganz. Ihre schlichte Toilette kennzeichnete sie als eine den besseren Ständen angehörende — Dame — Grund genug, sie mit höhnenden, unverschämten Blicken zu mustern. „Was die nur hier zu suchen hatte?! Manchmal gab es doch noch einen Richter, der auch den „Bornehmen eins auswüchte.““ Letztere Bemerkung erreichte Foelke's Ohr, als eben die Thür des Warteraumes, an welcher die Worte gefallen waren, von außen geöffnet wurde. Mit einem Ausdruck grenzenlosen Hochmuths streifte sie einen eintretenden Herrn im grauen Anzuge. Er hatte die Worte, welche Foelke gereizt, nicht gesprochen, um so mehr mußte ihn der Blick befremden, wenn schon derselbe nicht für ihn bestimmt gewesen.

War es möglich? Affessor Hellwald, der Herr im grauen Anzug, sah das junge Mädchen noch einmal an, als wolle er sich überzeugen, daß er sich nicht getäuscht, ehe er das Zimmer Nr. 11 betrat. Hier angekommen, begann er sogleich in den vorliegenden Akten zu blättern.

„Wahrhaftig, die „quade“ Foelke,“ murmelte er vor sich hin. „Seltsam!“

Inzwischen hatten im Warteraum noch zwei Personen sich eingefunden, deren Anblick Uffe Alles nicht minder als seiner Tochter höchst fatal war. Mit dem Glockenschlage 9 1/2 trat die schwarze Wolberich, in Begleitung ihres Pflөгevaters, ein. Neben

uholzes
ort und
sei der
Bäume
p p e l n
ce 1887
Bieha
r Mä
straßen
urtheil
nd flob
m nicht
die vor
ten ein
Doppel
chrift
terburg
gefunden
verthem
en und
idmer.
anderen
eigenen
haben,
können,
nd und
nämlich
n bietet
eit und
etwa in
n sein;
ft ganz
stigende
ngenden
onstigen
n, wie
ifikation
ft nicht
unter
ng der
erites
n herab
brachte,
nchen“,
unter“,
e. Die
schmud.
Was
schöchin:
rd doch
h, nu
chens ge
anon!“
)
n 12.
nen der
einer
n Kon-
eist die
Alter-
glichen
Koch-
weite
uf acht
d rüh-
gegen-
neue
n. Es
er, der
lichten
re über
n Um-
be-
lasten
gestellt.

Augen blickten haberküßelt auf die Bauerntochter, welche ihrer Meinung nach eine Anzeige erlattet hatte. Diese mußte sich Mühe geben, wenigstens äußerlich ihre Ruhe und Fassung zu bewahren.

Wolberich war ein besonders hübsches Mädchen. Nie zuvor fiel es Joelle so auf als in diesem Augenblick. Die Tracht eines ostfriesischen Bauernmädchens, der dunkelblaue, glänzende faltenreiche Rock, unter dem ein Fuß hervorblickte, dessen Zierrichtheit der derbe Lederschuh kaum zu beinträchtigen vermochte, und die helle Kattunjacke mit kurzen Ärmeln schien eigens bestimmt, ihre schlankte Gestalt noch kleiner und grazioser erscheinen zu lassen. Durch eine unbedeutende Abweichung von dem üblichen Schnitt wurde die Hemdenspange, ein großes silbernes Herz, das die feine, gekraufte, schneeweiße Leinwand unter dem Halse zusammenhielt, sichtbar. Die helle Schürze und der Korb, den Wolberich am Arme trug, waren mit blauen Bandschleifen gepußt.

Wolberich machte nicht den Eindruck, als ob sie besondere Sorge hege. Sie warf wiederholt einen triumphirenden Blick auf Joelle, der diese mit einer ihr selbst unbegreiflichen Besorgniß erfüllte.

Stunde auf Stunde verrann — bleiern langsam. Der Fall, welcher Joelle's Anwesenheit erforderte, schien einer der letzten zu sein. Unablässig hörte sie die barocke Stimme des Assessors im Gerichtszimmer, und wenn es ihr auch gelungen war, nach und nach mit mehr Ruhe den kommenden Augenblicken entgegen zu sehen, so gelang es ihr doch nicht, diejenige Kaltblütigkeit sich zu verschaffen, welche sie gerade dem Assessor Hellwald gegenüber so gern behauptet haben möchte.

Der Vater hatte ihr gesagt, daß sie als Zeugin zuerst vernommen würde. Dem war indessen nicht so. Wolberich wurde vor ihr hereingerufen.

Eine Weile hörte man in dem Terminzimmer nur verschiedene Stimmen in ruhigem Tone sprechen. Dann erhob sich die eine derselben zu lauten, von Weinen und Schluchzen unterbrochenen Bethenerungen.

„Sie als Zeugin! Ach, Herr Amtsrichter, ich bin sicher unschuldig. Sie können es mir glauben. Warum sollte ich so etwas thun? Die vielen Pferde, sie hätten mich ja todt schlagen können in der Nacht — im Dunkeln!“

Joelle konnte jedes Wort verstehen, aber nicht die dann folgende Aeußerung des Assessors, welche abermals ein heftiges Weinen Wolberichs zur Folge hatte.

„Sie wird gegen mich ausfragen, Herr Amtsrichter, ich weiß es wohl. Und dann — dann —“

„Seien Sie ruhig“, unterbrach nun Assessor Hellwald in ungeduldigem Tone. „Die Zeugin wird der Wahrheit gemäß ausfragen.“

„Die nicht — die nicht. Sie will mich unglücklich machen, mich in Schande bringen, denn hat sie's geschafft und kann den Wilhelm sich für ihr Geld kaufen.“

Nach diesem abermaligen Ausbruch einer — wie es den Anzeichen hatte — verzweiflungsvollen Angst wurden die Verhandlungen noch einige Zeit mit leiserer Stimme fortgeführt. Joelle's Herz klopfte zum Zerspringen, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es ihr, sich auf den Füßen zu erhalten, und sie warf einen hilfessuchenden Blick auf den Vater. Dieser aber stand mit verchränkten Armen am Fenster und starrte finster in's Freie. Auch er hatte genau gehört, was drinnen verhandelt worden war. Wenn man Wolberich's Glauben schenkte! Sie war als eine boshafte, lügnerrische Person bekannt. Aber davon wußte Assessor Hellwald vielleicht nichts, und — Joelle zweifelte keinen Augenblick daran — er würde sie nicht mit besonders freundlichen Augen betrachten.

Endlich trat Wolberich heraus. Ihre noch vom Weinen gerötheten Lider senkten sich herab, wie um den siegesgewissen Blick zu verbergen, den sie auf ihre Gegnerin hatte richten wollen. Nun war der Augenblick gekommen, Joelle Weinhardt's Name wurde genannt.

Sie ging hinein, ruhig, aber blaß, selbst die rothigen Lippen hatten einen bläulichen Schimmer. Jeder Unbefangene würde sie ein selten schönes Mädchen genannt haben. Sie hatte keine regelmäßige Gesichtszüge, eine hohe gewölbte Stirn, von weichem, welligen Haar umrahmt, kluge, blaugraue Augen, deren stetig wechselnder Ausdruck im Verein mit schön geschwungenen Brauen das Gesicht zu einem interessanten machten. Ihre mehr als mittelgroße Gestalt ließ vollendete Formen Schönheit vermuthen.

Während der protokollführende Referendar vollständig im Anschauen dieses schönen Mädchens verunken war, das ihm so unvermuthet entgegentrat, zeigte der Gerichtsassessor Hellwald, den man in Freundes- und Bekanntenkreisen einen eifrigen Verehrer des schönen Geschlechts nannte, nicht die geringste Neigung, in Joelle eine Vertreterin desselben zu sehen. Er musterte sie mit einem Blick, wie ihn bisweilen ein junger Assessor einem Verdächtigen gegenüber mit Vorliebe in Anwendung bringen mag, um den ihm noch mythischen juristischen Scharfblick auszubilden. Joelle richtete sich höher auf, die Farbe kehrte in ihre Wangen zurück. Sie war entschlossen, jeden Uebergriff des Assessors gebührend zurückzuweisen, nachdem er ihr in einem förmlich herausfordernden Tone die ersten Fragen vorgelegt.

Joelle's Name war der erste Punkt für eine gereizte Erörterung. Weder Assessor Hellwald noch der protokollführende Referendar waren im Stande, den friesischen Namen niederzuschreiben, ebensowenig denjenigen ihres Vaters und ihrer Mutter. Der Assessor konnte eine spöttische Bemerkung nicht unterdrücken, Joelle war empört.

„Sind Sie vorbestraft?“ fragte er weiter.
„Welche Frage! Heiß ichob ihr das Blut in das Gesicht.“
Sie fragte sich, ob sie die Frage beantworten solle.

„Nein“, kam es dann hart und schroff über ihre Lippen.
(Fortsetzung folgt.)

Der Droschkengaul.

Eine tragische Begebenheit.

Von Carl Ed. Klopfer (München).

In den vierzehn Tagen seit dem Einzug in meine neue Wohnung hatte ich Gelegenheit gehabt, meine Nachbarschaft zu studiren. Am meisten zog der Droschkenstandplatz gegenüber meinen Fenstern meine beobachtenden Blicke auf sich, oder vielmehr ein Exemplar aus der Reihe dieser Verkehrsmittel zweiter Güte. Waren schon Wagen und Kutscher hervorragende Sehenswürdigkeiten, so bedeutete das seltsame Gebilde, das an der Deichsel hing, ein geradezu phänomenales Objekt für die wissenschaftliche Forschung.

Nach den Aussagen seines Eigentümers sollte es ein Pferd sein; das von mir eingeholte Gutachten der übrigen Rosskenner aber perhorreszirte diese Behauptung auf das Entschiedenste und neigte in der Majorität zu der Meinung, daß man es hier mit dem Resultat einer Kreuzung zwischen einem Windhund und einem auch nicht mehr ganz rassenreinen Matjes-Hering zu thun habe. Ich für meinen Theil beuge mich eines entscheidenden Urtheils und beschränkte mich darauf, ihren objectiv die Ergebnisse aufzuzeichnen, zu denen ich durch emsige Untersuchungen kam. Der Rumpf dieses originellen Vierfüßlers verleitete beim ersten Anblick zu dem Glauben, er bestände aus einem mit Leber bezogenen Faße, von dem sich im Laufe der Jahre nur mehr die Keifen erhalten hatten. Das Rückgrat

vom Bug bis zu den verwegenen emporstrebenden Hüftknochen stellte eine wahre Gebirgskette von Buckeln und Höckern dar. Die Behne schienen den Hofostyl ins Zoologische übertragen zu wollen, der Schwanz aber war ein Mittelglied zwischen einem übermäßig abgenützten Handbesen und einer großen, verwelkten Burgunder-Nübe. Das Fell trug im allgemeinen die Farbe einer Amtsröbe, in der ein Jurist die Carrière vom Referendar bis zum Appellgerichtsrath zurückgelegt hat, und wies an den Stellen, die nach den Gesetzen der Osteologie den stärksten Reibungen und Spannungen ausgesetzt sind, veritable Glazen auf.

Anfangs glaubte ich in diesem interessanten Thiere einen Wiederläufer zu entdecken, bald überzeugte ich mich aber, daß die sonderbaren Kriechbewegungen, die mich irre geführt hatten, theils aus Traumvorstellungen kamen, in denen das „Hoh“ sich einer üppigen Nahrung zu erfreuen wähnte, theils jene halb unwillkürliche Thätigkeit der Lippenmuskeln waren, die mir bei beachtlich vor sich hinsturmelnden Denkern beobachten können. „August“ — so wurde dieses seltene Quadruped nämlich, wie ich vernehmen konnte, von dem Kutscher genannt — gab sich entschieden mit tiefstimmigen Meditationen ab, die seine Geistesthätigkeit zuweilen derart erschöpften, daß er in Schlaf verfiel und dann die arglosen Passanten durch ein fürchterliches Schnarchen in Schrecken versetzte. Gemeinlich aber konnte man an dem tief herabgesenkten Haupte und einem wehmüthig lächelnden Zug um die leise sich regenden Lippen erkennen, daß er über den verschiedensten Tagesfragen brütete, ohne zu einer Entscheidung zu kommen. Wenn sich die Kutscher aus der Zeitung vorlasen,

(Nachdruck verboten.)

da schüttelte er ab und zu die melancholischen Ohren. Ich bin überzeugt, er beschäftigte sich eingehend mit Fragen, wie z. B. ob Mascagni oder Leoncavallo sich besser auf die Keflame verstände, ob Hermann Sudermann noch unter die „Modernen“ oder neuerdings unter die „Zukunftspfer“ der seligen Markitt gerechnet werden müßte, ob der Dovejsche Kugelpanzer oder eine Reichstagsdebatte mehr Blech enthalte u. dergl. m.

Ausreichende Nuße zu solchen Betrachtungen hatte „August“ jedenfalls, denn nie habe ich gesehen, daß er tagsüber den Standplatz zu verlassen gehabt hätte. Kam schon einmal ein Fahrgast an den betreffenden Wagen, so bedurfte es nur eines vorwurfsvollen Blickes des gestörten Philosophen, schlimmstenfalls eines warnenden Rümpfens, und der Unvorsichtige sah das Gewagte seiner Absichten ein und wandte sich schauernd an eine andere Adresse. Soar die — Fliegen mieden den Ehrwürdigen; nie brauchte sich das arnselfige Gewächs, das ihm zum Schwanz diente, zur Abwehr in Bewegung zu setzen. Freilich — was hätten nachhafte Insekten auch an diesem Kadaver angreifen können! — Als eines Tages bei sengender Hitze eine vorwitzige, jugendlich unerfahrene Bremse sich Augusts Rücken zum Ruheplatz wählte, drehte er einfach den träumerischen Kopf zurück und maß sie mit einer so ausdrucksvollen Miene spöttischen Mitleids, daß die Blamirte schamroth abzog — mit dem durchbohrenden Gefühle, daß da eben nichts zu durchbohren sei.

Erhob ich mich am Morgen noch so zeitig — stand August schon da; warf ich Abends noch so spät einen Blick zu ihm hinüber — er stand, das heißt, wenn man die unbeschreibliche Pose, die er sich im Laufe der Zeiten angewöhnt hatte, mit diesem allubestimmten Ausdruck bezeichnen darf. Es war, als könne er überhaupt gar nicht weg. Das reizte mich endlich zu dem waghastigen Entschluß, ihn auf die Probe zu stellen. Eines Tages — nachdem ich mein Testament gemacht und Weib und Kind für alle Fälle unarmt und geküßt hatte — durchmaß ich mit Todesvorachtung die paar Meter Straßenbreite zwischen meiner Haushür und dem Droschkenhalteplatz.

Die Kutscher rüchten die Hüte und offerirten mir mit zuvorkommender Handbewegung ihre Fahrzeuge. Ich lehnte mit einem Lächeln ab, das kühn aussehen sollte, und winkte Augusts Gebieter. Der Mann gerieth in eine freudige Aufregung, die mich nahezu zu Thränen rührte, sprang vom Bock und öffnete mir den Schlag, als erwarte er eine Majestät. Man darf mir aber glauben, daß sowohl die äußere als die innere Ausstattung der wunderlichen Riste, die sich da den Namen eines Wagens annahm, von der Equipage einer so hohen Persönlichkeit recht auffallend zu unterscheiden war. Ich mußte erst nach Luft ringen, ehe ich zur Fortsetzung meines tollkühnen Unternehmens schreiten konnte. Im selben Augenblick stieß „August“, dessen mir schon bekannter Blick ich gesinnlich gemieden hatte, einen so verweifelten Seufzer aus, daß ich erbleichte. Aber nein, keine Feigheit! Ich stand ja im Dienste wissenschaftlicher Forschung — kein Mitleid, weder mit August, noch mit mir selber! — und da fiel ich schon in den Kasten, der sich krachend hinter mir schloß. Es war geschehen.

Wenn ich aber geglaubt hatte, der Wagen würde jetzt sofort fahren, so sollte ich mich geirrt haben. Es mußten zu diesem Zwecke einige unumtändliche Vorbereitungen getroffen werden. Fürs Erste machte sich Augusts Pfleger daran, ihm die Gelenke mit Talg einzureiben, um das störende Knarren der Knochen zu verhindern, dann schnürte er ihn so fest an die Deichsel, daß der Aermste eine förmliche Taille bekam, und schließlich mußten die vereinigten Kräfte der sämtlichen Kutscher am Plage aufgebeten werden, um das so eigenartig veranlagte Vieh nur einigermaßen mobil zu machen. Vier baumstärkte Kerle zogen vorne am Bügel, zwei andere kifelten es hüben und drüben, während mein Kutscher und der Rest seiner Kameraden sich mit dem Peitschen bemühten, August klar zu machen, was man von ihm jetzt verlange. Eine Zeit lang hatten diese umfangreichen Anstrengungen, die vielleicht wirklich einer besseren Sache würdig gewesen wären, lediglich den Erfolg, daß ich im Innern des hin- und herschwankenden Coupés bedenkliche Anwandlungen von Seekrankheit verspürte.

Gerne hätte ich, meine Unternehmungslust verwünschend, wieder das Freie gewonnen — wenn es mir nur gelungen wäre, eine der Waagenthüren zu öffnen. Dazu schien aber keine Aussicht, und schrecklich dümmerte mir bereits die Ahnung auf, daß mich nur eine Katastrophe aus der Umarmung dieser Hölle-maschinerie erlösen könnte. Endlich, nachdem ich mich zu absoluten Stoizismus überredet hatte, merkte ich, daß der Wagen allmählich in ein anderes Bewegungstempo gerieth, das schon

einige Nehnlichkeit mit „Fahren“ hatte. August schien sich also in der That zu dem ehrgeizigen Streben aufgerafft zu haben, mir zu beweisen, daß er seine Beine auch bewegen könne. Ich registrirte diese bemerkenswerthe Thatfache mit der gebührenden Aufmerksamkeit und wertete in Spannung der weiteren Dinge, die da kommen sollten.

Zwanzig Minuten brauchten wir, um die zwölf Häuser bis zur nächsten Straßenecke zurückzulegen. Da stockte die Expedition. Der Kutscher stieg ab und labte August mit Essig. Dann richtete er an mich die unter solchen Umständen recht annähernde Frage, wohin ich denn überhaupt zu fahren gedenke. Ob der Mann wirklich so optimistisch war, August ein Ziel vorzuschreiben zu wollen? — Immerhin stärkte diese Zuversicht momentan auch mein Vertrauen, und ich sagte: „Zum Centralbahnhof — wenn Sie das fertig kriegen!“

Der Kutscher stieg auf und richtete an den Mittlerweise wieder zu sich gekommenen Braunen die bestimmte Aufforderung, den Platz auf die sonst bei Pferden übliche Weise zu verlassen. Es bedurfte jedoch abermals erst einiger dringlichen „Eingaben“, bis sich August im Sinne dieser Zumuthung entschloß. Nun ging es eine Weile vorwärts, so daß ich schon die Berechnung aufstellte, wir würden knapp vor Mitternacht am Ziele eintreffen; — jetzt war es fast acht Uhr Morgens.

(Schluß folgt.)

Allelei.

Armer Henri Heine! Jetzt wollen auch die Franzosen nichts von Dir wissen!

In einer seiner letzten Chroniken des „Echo de Paris“ hatte Emile Bergerat angefaßt, in Deutschland angefaßten Ermittlung über das HeineDenkmal den Gedanken angeregt, dem Verfasser des „Romanzero“, den seine Landsleute nun einmal Frankreich überlassen, im Herzen von Paris, mitten auf den großen Boulevards, etwa auf dem großen Opernplatze, ein Standbild zu errichten.

Eine Pariser Korrespondenz unternahm es nun, bei den berufensten Schriftstellern und Künstlern Frankreichs eine Umfrage über die Aufnahme zu veranstalten, welche die Idee Bergerats finden würde, falls sie greifbare Gestalt annähme.

Der hochbetagte Senator Barthélemy Saint-Hilaire, schreibt: „Mein Herr! Ich glaube, daß es Sache Deutschlands ist, den Anfang mit einer derartigen Erinnerung an Heinrich Heine zu machen. Obwohl er lange in Paris gewohnt hat, so war er doch mehr Deutscher, als Franzose. Seinen Landsleuten sieht es also zu, die Andenkungen zu beurtheilen, die sie gegen ihn erheben können. Wir haben nicht zwischen ihnen und dem Dichter zu entscheiden.“

Jules Claretie, Mitglied der französischen Akademie und Administrator des „Théâtre Français“, antwortet: „Mein Herr! Ich bewundere in hohem Grade und liebe sehr Heinrich Heine. Er ist einer meiner Lieblingsdichter, dessen Werke stets in meiner Nähe bleiben, und ich wundere mich darüber, daß Deutschland ihm ein Standbild vorsetzt. Etwas deshalb, weil er sich einen „befreiten“ Preußen nannte? Sein Vaterland hat aber aus ihm einen „vogelfreien“ Preußen gemacht. Ihm ein Standbild in Paris zu errichten, darüber wird man reden können, wenn unser Alfred de Musset eins haben wird.“

Francis Magnard, der Chefredakteur des „Figaro“, meint: „Werther Herr Kollege! Ich würde sehr wohl das Prinzip eines HeineDenkmals in Frankreich zu errichtenden Standbildes annehmen, bezweifle aber, daß die Sache die Aussichten auf Erfolg hat. Die Sie vermuthen. Heinrich Heine, der von den Gebildeten sehr bewundert wird, hat hier nie die große Volksthümlichkeit errungen, und sein Name erweckt bei dem größten Theile des Publikums höchstens die Erinnerung an einen talentvollen Dichter, dessen Werke man nicht kennt.“

Der Komponist Camille Saint Saens urtheilt: „Mein Herr! Heinrich Heine war gewiß ein großer Dichter, aber der Mensch flößt mir nicht die gleiche Bewunderung ein wie der Künstler, und wenn ich Ihnen meine volle Meinung sagen soll, so flößt mir dieser deutsche Jude, der den Haß und die Verachtung seines Vaterlandes zur Schau trug, eine offene Antipathie ein. Ihm ein Standbild in Paris zu errichten, indeß Viktor Hugo noch teins hat, das ist etwas, zu dem ich nicht beitragen will.“

Philippe Gilie, der bekannte Kritiker des „Figaro“ erklärt: „Mein lieber Kollege! Da Deutschland größere Dichter und größere Patrioten gehabt hat, als Heinrich Heine, so erklärt man sich sehr wohl, daß die heutigen deutschen Schriftsteller es nicht für angemessen halten, demjenigen ein Standbild zu errichten, der, obwohl er Deutschland zu lieben vorgab, keine Gelegenheit versäumte, die Deutschen zu beschimpfen und lächerlich zu machen. Man hat von seiner Räcklichkeit für die Erde gesprochen, auf der er das Licht der Welt erblickte, allein man hätte hinzufügen können, daß das, was er an seinem Vaterlande liebte, die Landschaft, die Denkmäler, mit einem Worte die „nature morte“ war, indeß seine lebende Natur ihm Abicheu einflößte; und diese lebende Natur rächt sich heute. Ich finde nicht, daß sie Unrecht hat, und der Franzose derienent des Rheines von



Frankreich so gesprochen hätte, wie Heinrich Heine dies von Deutschland that, würde mir, ich gestehe es offen, einigen Ekel einflößen. Ich würde den Groll nicht so weit treiben, sein Talent zu leugnen, aber ich würde gewiß nicht ein Standbild für ihn verlangen. Was nun dasjenige betrifft, das ihm hier errichtet werden soll, so sehe ich dessen Nothwendigkeit wenig ein wie dessen Nothwendigkeit. Ich weiß nicht, ob die „rogaine“ des Patriotismus nicht zu weit führt; es will mich aber bedünken, daß, so lange wir noch nicht auf unseren Plagen Denkmäler Viktor Hugos, Muffets, Belzacs, Rianns, Theophile Gautiers, George Sands, Flauberts, Emile Augiers, Hemans, Guy de Maupassants und mancher Anderen errichtet haben, kein Anlaß vorliegt, uns darum zu kümmern, was für das Andenken Heinrich Heines geschehen kann oder nicht. Sein Werk ist reizend, aber nur zu oft aus Skepsis und Ironie gebildet. Es bleibt zweideutig für Viele und stößt ein Gefühl der Unentslossenheit ein, wie der Mensch selbst. Jude und Protestant, Atheist und Pantheist, Deutscher und Franzose, ohne eigentlich irgend etwas von alledem zu sein.

Ein treffenderes Urtheil über Heine, wie das zuletzt zitierte, ist wohl selten gefällt worden.

Zu Ehesachen kann Helgoland noch als Ausland gelten, denn das Gesetz vom 6. Februar 1878 ist dort noch nicht eingeführt, ein Standesamt besteht also nicht. Die amtlichen Verrichtungen des Standesbeamten, also auch die Eheschließung, liegen in den Händen des Geistlichen. Helgoländer wie Auswärtige können, auch wenn sie nie ihren Wohnsitz auf Helgoland hatten, unter gewissen Bedingungen vom Aufgebot befreit werden. Daraus beruhen die sogenannten Fremdentraungen ohne Aufgebot, deren im laufenden Jahre bereits 50 stattgefunden haben. Die dazu erforderlichen Urkunden sind im Wesentlichen dieselben, welche die §§ 22—32 des Reichsgesetzes vom 6. Februar 1875 vorschreiben. Für einlaufene Kinder, die ohne Einwilligung ihrer Eltern heirathen wollen, ist Helgoland also nicht der richtige Platz, aber Manchem, der im Auslande seine Stellung hat, ist die Helgoländer Einrichtung schon von Nutzen gewesen. Die Papiere werden nach der „Tägl. N.“ vorher bei dem Geistlichen eingereicht, der, wenn Alles in Ordnung ist, vor Ankunft der Brautleute beim landrätlichen Hilfsbeamten den Antrag stellt, daß die Brautleute vor ihm den Bedigkeitseid leisten, auf Grund dessen dann die Vereiung vom Aufgebot sofort schriftlich ertheilt wird, worauf die Trauung jederzeit vollzogen werden kann. Gewöhnlich geschieht dies gleich nachher, also am Tage der Ankunft, da ein längerer Aufenthalt nicht erforderlich ist. Solche Ehen sind rechtskräftig. Die Veranlassung dazu bilden oft rein persönliche Gründe, Familienrücksichten wegen Standes-, Alters- oder Konfessionsunterschiedes der Verlobten, oft ist es die Herkunft eines Theils, an welche durch das standesamtliche Aufgebot in der Heimath nicht gern wieder erinnert werden soll. Viele gehen auch nur deshalb nach Helgoland, um etwa bei Uebernahme eines Geschäftes oder beschleunigter Abreise ins Ausland die für das standesamtliche Aufgebot erforderliche Zeit abzukürzen. Die Gebühren einer solchen Trauung belaufen sich auf etwa 200 Mark.

Namenloser Champagner. Wie wir in diesem Frühjahr in verschiedenen Artikeln dargelegt haben, hören in Folge des neuen Gesetzes zum Schutze der Waarenzeichnungen am 1. Oktober 1894 die fingirten französischen Firmen-Etiquettirungen für Schaumweine auf. Wir hören nun von verschiedenen Druckern von Schaumweinetiquetten, daß Hunderte von sogenannten neutralen französisch klingenden Zeichnungen, wie: Goutte d'or, Champagne météor, Toujours mieux, Grand vin de Cabinet, Tisane de Lorraine, Monopole, Champagne ex-celsior, Type alsacien, Grand vin royal, Champagne d'or und andere namenlose Etiquetten bereit gehalten werden, um die fälschlich Schaumwein oder Sekt (veral. die Motive zu dem Weingesetze) genannten Erzeugnisse der Surrogatfabriken zu schmücken, und würde durch deren Anwendung dem Trinker nicht weniger an Geldbeutel und der Gesundheit geschadet, wie früher durch die fingirten Firmen-Etiquetten. Es dürfte daher am Plage sein, das Publikum zu warnen, daß es sich nicht von neuem durch schwindelhafte Manipulationen täuschen läßt, vielmehr nur Schaumweine annimmt, für deren Güte der Ausdruck einer deutschen Firma auf Rost und Etiquette Gewähr leistet. Im Interesse der Allgemeinheit dürfte es liegen, wenn diese Warnung von möglichst vielen Zeitungen abgedruckt würde.

Durch Denunciation einer von ihrem Geliebten verlassenen Frau gelang es der Polizei in Rom, ein Individuum Namens Carducci dingfest zu machen, welches von Rom aus einen schwunghaften Handel mit Adelsdiplomen und Diplomen einer nicht existirenden Akademie der Wissenschaften und Künste trieb. Aus der beschlagnahmen Geschäftsforrespondenz Carduccis geht hervor, daß zumeist Franzosen und Engländer zu seiner Kundschaft gehörten; Deutsche sind nicht kompromittirt. Einem jungen Engländer hatte Carducci den Titel eines Grafen von Borabetto für 25000 Francs verkauft; der Titel war sofort nach Amerika abgereist um mit Hilfe seines vornehmen Titels um die Hand einer reichen Erbin zu werben.

Bedeutende Waldbrände sind wiederum in Minnesota ausgebrochen. Viele Gebäude sind in der Grafschaft Crow Wing angezündet, und die Ernte hat sehr gelitten. Wahrscheinlich sind auch Menschenleben zu Grunde gegangen. Der Präsident des Vereins der Versicherungsgesellschaften in Chicago, Littlejohn, erklärte, daß die kürzlichen großen Waldbrände von den „Holzkönigen“ in Scene gesetzt worden

seien, von denjenigen Holzhändlern, welche die Preise des Bauholzes kontrollirten. Er habe eingehende Untersuchungen darüber an Ort und Stelle vorgenommen. Der Beweggrund der Brandstiftung sei der gewesen, daß es nicht an den Tag kommen sollte, daß so viele Bäume ungelegelmäßig gefällt worden wären.

Augst vor Sibirien. In das Gerichtsgefängniß zu Dvopen wurde ein gewisser Joseph Eshamionowski eingeliefert, der im Jahre 1887 im Kuthal bei Wyssola, Kreis Groß-Strehlig, den Bauernsohn Niesha mit einer Eisenfange erschlagen und sodann beraubt hatte. Der Mörder entkam damals nach Rußland, wo er kürzlich wegen Straßentaubes und Brandstiftung zur Verurtheilung nach Sibirien verurtheilt wurde. Auf dem Wege nach Sibirien entwich E. bei Kalsch und floh nach Myslowitz, wo er wegen Bettelns verhaftet wurde. Um nicht ausgeliefert zu werden, da er von Geburt Russe ist, gestand er die vor 7 Jahren begangene Mordthat unter Angabe aller Einzelheiten ein und wurde in Ketten, begleitet von zwei Polizeibeamten, nach Dvopen gebracht.

Stenographie bei den Maoris. Die englische Zeitschrift „The Colonies and India“ theilt mit, daß ein Lehrer in Canterbury in Neuseeland eine Kurzschrift für die Maori sprache erfunden hat. Bereits sind eine Anzahl Maorifinder mit bemerkenswerthem Erfolge in den Eingeborenschulen darin unterrichtet worden und scheinen sich der neuen Kunst mit Eifer und Theilnahme zu widmen. Die Maorisprache hat nur 14 Buchstaben; aus diesen und anderen Gründen scheint sie sich hervorragend für die Kurzschrift zu eignen. Die Maorifinder, die sich bisher das System zu eigen gemacht haben, sollen bereits mehr als 170 Worte in der Minute schreiben können, eine Thatsache, worüber manche ihrer weißen Genossen Mund und Augen aufsperrten werden. Es ist nur ein Bedenken; nämlich wozu den Maoris die Kurzschrift nützen soll. Im Privatleben bietet sich zu ihrer Verwendung in Neuseeland sehr wenig Gelegenheit und der einzige Platz, wo ein nützlicher Gebrauch der Kurzschrift etwa in Frage kommen könnte, würden die Gerichtshöfe der Eingeborenen sein; indessen ist man bei diesen bisher mit der gewöhnlichen Schrift ganz gut ausgekommen. Die bei den Maori-Gerichtshöfen zu bewältigende Geschäftsmenge bedingt durchaus nicht einen so häufigen und jagenden Geschäftsgang, wie die bei den englischen oder auch den sonstigen kolonialen Gerichtshöfen. Immerhin ist es interessant zu sehen, wie die Maori-Jugend sich selbst die feineren Vorzüge der Civilisation bereits angeeignet, und jedenfalls wird ihr ein wenig Kurzschrift nicht schaden.

Vom Nordostseeanal. Am Sonnabend erfolgte unter äußerster zahlreicher Betheiligung feierlich die offizielle Eröffnung der Riesenschleusen des Nordostseekanals bei Holsenau. Als erstes Schiff ging der Regierungsdampfer „Berlin“, von welchem herab der Wasserbauinspektor Smppher ein Hoch auf den Kaiser ausbrachte, durch die Schleusenwerke. Es folgten darauf die Dampfer „München“, „Stuttgart“ und „Dresden“ mit zahlreichen Zeitgenossen unter brauenden Hurrahrufen. Kanonensalute begleiteten die Schiffe. Die Schleusenwerke prangen im reichsten Flaggens- und Guirlandenschmuck.

Sumoristisches Allerlei. Bedeutungsvoll. Frau: „Was singen Sie denn immer: Die Lieb', die Lieb' hat Flügel?“ — Köchin: „Ach, gnädige Frau, er' ist ja Flügelmann!“ — Merkwürdige Beruhigung. Nieher: „Es wird doch nicht klavier gespielt in Ihrem Hause?“ — Hausherr: „Oh, nu von Kindern.“

Sonntagsjäger. A.: „Ich weiß gar nicht, was Jinen das Recht giebt, über mich zu spotten; Sie haben ja auch noch Nichts getroffen.“ — „Na, vor mir laufen die Hain wenigstens noch davon!“ („Meggendorfer Blätter“).

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Ein wie dankenswerthes und gemeinnütziges Unternehmen der frühere Kultusminister von Gokler durch die Herausgabe einer Anleitung für das Verfahren bei Aufgrabungen, sowie zum Konseruiren vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer veranlaßte, beweist die allgemeine Verbreitung, welche die kleine Schrift „**Merkbuch, Alterthümer aufzugraden und aufzubewahren**“ (Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von C. S. Mittler & Sohn in Berlin, Kochstraße 68—70) schnell gefunden hat. Die sieben erdichene zweite Auflage des Merkbuches ist wesentlich erweitert und bringt auf acht Steindrucktafeln, eine stattliche Zahl ausgewählter vor- und rühgeschichtlicher Fundstücke, Waffen, wie Schmuck- und Gebrauchsgegenstände aus Stein, Thon, Kupfer, Bronze und Eisen, so daß neue Funde nach Werth und Herkunft sofort erkannt werden können. Es bietet diese neu bearbeitete Schrift nunmehr einen Rathgeber, der über die vorgeschichtlichen Zeitabschnitte und die hauptsächlichsten Arten ihrer Alterthümer vortreflich unterweist und insbesondere über alle zur Auffindung behülflichen und bei ihr zu beachtenden Umstände, sowie über Schonung und Beurtheilung der Fundstücke belehrt. Der Absicht dieser von der Unterrichtsverwaltung veranlaßten Schrift entsprechend ist ihr Preis ungemein niedrig (M. 1,20) gestellt.